

IM GESPRÄCH

Epochenhefte und Selbstverwaltung

Porträt eines Klassenlehrers im zweiten Durchgang

Immer wieder sind die Stapel noch zu korrigierender Epochenhefte Anlass, dass sich Waldorfpädagogen über sinnvolle Eigenaktivität der Schüler einerseits und zeitliche Ökonomie des Lehrereinsatzes andererseits Gedanken machen (vgl. Walter Hiller in »Erziehungskunst«, Juli/August 2000). Auch der Bad Nauheimer Waldorflehrer Joachim Fuss fragte in seinem Beitrag im März 1999 nach der Zeitgemäßheit der von jedem Waldorfschüler selbst zu schreibenden Epochenhefte – Anlass für das Gespräch.

Joachim Fuss ist jemand, der sich gerne auf die »andere Seite« begibt, noch dazu mit einer gewissen schelmischen Freude an der Provokation. Als er vor zwei Jahren als Besucher der Interschul-Messe in Dortmund auf den Waldorfschulstand stieß und die dort ausliegenden Epochenhefte betrachtete, konfrontierte er den erklärberedten Waldorflehrer spontan mit den Argumenten, die er – als Klassenlehrer im zweiten Durchgang – schon häufig von Eltern gehört hatte: Was ist, wenn Kinder wegen Krankheit Wesentliches der Epoche verpassen? Wie können lernschwache Kinder zu Hause unterstützt werden, wenn das von der Tafel Abgeschriebene oder Diktierte unvollständig und fehlerhaft ist? Wie ist in den großen Klassen von über dreißig Schülern eine individuelle Differenzierung und Förderung möglich, wenn dafür keine entsprechenden Unterrichtsmaterialien (z.B. für die stille Arbeit) vorhanden sind? Kann das Epochenheft Schulbücher ersetzen (die zum Beispiel auch die Selbstkontrolle der Schüler ermöglichen)? Die Antworten stellten ihn nicht zufrieden, auch wenn er nur ähnlich hätte antworten können (und natürlich schätzt

er durchaus die selbstgestalterischen und ästhetisch-schulenden Qualitäten der Epochenheftarbeit).

Joachim Fuss nimmt es in Kauf, sich auch im eigenen Lager wieder einmal »den Mund zu verbrennen«. Dabei ist er mit Leib und Seele Waldorflehrer und macht einen eher ruhigen, bedächtigen Eindruck. Der Endvierziger, der sich während seiner Studienzeit in Frankfurt und Freiburg auch hochschulpolitisch engagierte, scheint manchmal etwas schärfer zu blicken, als gerade opportun ist, und daraus wiederum langfristig auch seine Motivation für die nächsten Schritte zu ziehen. Ein entsprechender biografischer Wendepunkt war seine Erfahrung während des Referendariats: »Ein Schüler sollte zum zweiten Mal nicht versetzt werden, was viele negativen Konsequenzen für ihn bedeutet hätte. Ich wollte mit zwei Kolleginnen über die Situation reden – aber wegen Friseurtermin und Verabredung im Tennisclub war noch nicht einmal ein gemeinsamer Termin möglich«. Diese Enttäuschung, dass es in der Schule des öfteren nicht primär um den Schüler geht, sondern um »Lehrer-Egoismen«, gab zunächst den Ausschlag für seine Schreinerlehre; die Freude an der Arbeit mit jungen Menschen führte ihn über eine Tätigkeit als Hausvater und Gruppenleiter in einem heilpädagogischen Heim dann zur Waldorflererausbildung und -tätigkeit.

Aber das Gefühl, dass es in den Schulen eben nicht immer um die Schüler geht, scheint er nicht los zu werden – beispielsweise wenn er unter den (seiner Einschätzung nach ineffektiven) langen Donners-

tags-Konferenzen leidet. »Dann kann ich mich nur auf den Freitagmorgen, den Kontakt mit den Schülern freuen.« Und rechnet schon mal schnell mit dem Taschenrechner den Kolleginnen und Kollegen vor, was die donnerstägliche Schulleitungskonferenz mit 20 Anwesenden die selbstverwaltete Schule in dieser Woche kostet. Gründlichkeit ist dem handwerklich Geschulten eigen, wie auch seine Recherche nach Aussagen Rudolf Steiners zu Epochenheften (nur an zwei Stellen explizit erwähnt) und Schulbüchern belegt, die keine generelle Ablehnung von vorgefertigten Schulbüchern ergab (sie sollen vor allem nicht »trivial« sein).

Joachim Fuss hat keine Berührungsängste mit der staatlichen Schule (und hält angesichts der hohen zeitlichen Belastung vieler Waldorflehrer den Besuch von Seminaren für Zeitmanagement am Hessischen Institut für Lehrerbildung für angebracht). »Wir leben in Konkurrenz zu anderen Schulen und müssen uns dessen viel stärker bewusst werden, dem gerne stellen und unsere Vorzüge herausstellen.« Waldorfschulen sollen sich nicht abschotten, sondern sind Teil des urbanen Lebens. In der Gründungsphase der Schule hat er sich zeitweise in der örtlichen SPD engagiert (die die Waldorfschule zunächst als Eliteschule abkanzelte) und nimmt derzeit an der lokalen »Agenda 21«-Aktion teil, die das Prinzip der »Nachhaltigkeit« (welche Konsequenzen haben unsere Entscheidungen in hundert Jahren?) auf kommunaler Ebene einbringen will.

Das »Über-den-eigenen-Zaun-Blicken« ist für den Pädagogen Wahrnehmungsmethode und Ansporn, immer wieder untermauert durch eigene Erfahrungen. Nach seiner ersten Klassenlehrerzeit nahm er eine Stelle an einer nahe gelegenen Grundschule an und plante, drei Jahre zu bleiben. Seine Erfahrungen beschreibt er noch heute, nach sechs Jahren, als »überaus positiv. Man fragte sich gegenseitig, wie man bestimmte Sachen macht, und schaute sich nach allen Seiten um. Ich habe in meiner Klasse, die



ich jeden Tag zwei bis drei Stunden hatte, vieles ähnlich wie in der Waldorfschule gemacht, Tafelbilder, Flöten, den rhythmischen Teil – sogar den Morgenspruch,« meint er schmunzelnd. In der Klasse mit 24 Schülerinnen und Schülern war Kleingruppenarbeit mit gezielt ausgewähltem didaktischem Material ein wichtiges Element zur Förderung der einzelnen Schüler. »Ein Problem an Waldorfschulen ist auch, dass die notwendige Differenzierung wegen der Klassengröße, fehlender methodischer Unterstützung und der zeitintensiven, unprofessionellen Selbstverwaltung nur begrenzt möglich ist.«

Warum ist er trotz dieser positiven Erfahrungen und trotz der besseren Vergütung nach einem Jahr an die Waldorfschule zurückgekommen? Trocken konstatiert er, dass er unter Druck gesetzt wurde, besonders von manchen Eltern, und niemand anderes gefunden werden konnte. An der Arbeit in der Grundschule vermisste er besonders »den langen Blick auf die Entwicklung der Kinder. An der Waldorfschule kann man verfolgen, welche Individualitäten aus ihnen werden.«

Joachim Fuss registriert unter Waldorfkollegen eine gewisse Angst oder Scheu, offen über die Schulrealität zu sprechen, weshalb einige nicht mehr zeitgemäße Gewohnheiten lange durch die Waldorfwelt

»geistern«. Er selbst ist Beleg dafür, dass dies nicht so sein muss. Prägnant formuliert er: »Entsprechen unsere Methoden noch dem, was Kinder suchen und brauchen? Wir leben heute in einer visuellen Welt, wo das Gesehene oft besser behalten wird als das Gehörte. Da kann nicht ununterbrochen die eigenen Phantasie abgefordert und dem Schüler sechs Stunden am Tag etwas erzählt werden.« Dass die Schulrealität ohnehin nicht allein mit selbst erstellten Unterlagen auskommt, belegen nicht zuletzt die hohen Fotokopierkosten, die auch im eigenen Schuletat, besonders in der Oberstufe, anfallen. Dennoch – so manches Tabu entpuppt sich vielleicht bei individueller Initiative als selbstgemacht, worauf das Beispiel der Klassenlehrerin seines jüngsten Sohnes hinweist: Sie schaffte Mathematikbücher für ihre Klasse an, die der kritische Vater im Hinblick auf die Systematik, die Aufgabenstellung aus der Lebenspraxis und Anregungen zur Projektarbeit positiv beurteilt.

Aber Joachim Fuss ist auch zu sehr Praktiker, um die Problematik der zeitgemäßen

Methoden nur als individuell angehbar zu betrachten. »Die Reflexion der eigenen Praxis und verschiedenste Methoden müssten verstärkt in die Waldorflehrerausbildung und Fortbildung aufgenommen und geübt werden – und die pädagogischen Forschungsstellen der Waldorfpädagogik sollten sich so konkret damit befassen, dass dies auch an der Basis ankommt.« Für seine eigene Zukunft kann er sich vorstellen, als Schreiner im Rahmen des Waldorflehrplans tätig zu werden und mit Firmen im gewerblich geprägten Umfeld der Bad Nauheimer Waldorfschule zusammenzuarbeiten, um mit der verstärkten Arbeitswelt- und Handlungsorientierung auf die individuelle Situation und Motivation der Oberstufenschüler einzugehen. Für jemand wie ihn, der es immer wieder als »Gnade« erlebt, mit Kindern und Jugendlichen auf der Grundlage der Waldorfpädagogik zu arbeiten, gibt es sicher noch genügend Wirkungsfelder.

Doris Kleinau-Metzler

Antisemitismus an Waldorfschulen?

In der »Report«-Sendung vom 28. Februar 2000 wurde u.a. behauptet, Waldorfschulen seien rassistisch und antisemitisch – ein Vorwurf, der in einer weiteren Sendung vom 10. Juli 2000 wiederholt wurde. Eine ehemalige Waldorfschülerin sagte vor der Kamera aus, sie sei als Jüdin nicht akzeptiert worden; ferner berichtete der Landesrabbiner Joel Berger, ihm sei bekannt, dass eine Lehrkraft herabsetzend über das Judentum gesprochen habe. Solche konkreten Vorfälle sind ohne Zweifel zu kritisieren, da sie nicht tolerierbar sind, und werden es auch seitens der Waldorfschulen. Die Landesarbeitsgemeinschaft der Freien Waldorfschulen Ba-

den-Württemberg hat festgestellt, dass der von Joel Berger angesprochene Fall sich am Anfang der 70er Jahre ereignet hat.

Frau Evelyn Hecht-Galinski hat öffentlich – wie in der Allgemeine Jüdische Wochenzeitung vom 30. März 2000 – zu einer Aktion Solidarität gegen Verunglimpfung der Waldorfpädagogik aufgerufen. Ihre persönliche Erfahrung als ehemalige Waldorfschülerin machte ihr den Antisemitismusvorwurf »unerträglich«. Sie forderte »alle ehemaligen und heutigen Schüler/innen und Eltern jüdischen Glaubens auf«, ihre Erfahrungen mitzuteilen, um den diffamierenden Äußerungen in der Sendung »Report« entgegen-

zutreten.

Die Landesarbeitsgemeinschaft der Freien Waldorfschulen in Baden-Württemberg hat die Zuschriften an Frau Hecht-Galinski freundlicherweise zur Auswertung erhalten. Eine Gruppe der Zuschriften bezieht sich auf die Zeit des Faschismus, eine weitere auf die Gegenwart, manche Briefverfasser beziehen sich aufgrund ihrer biographischen Erfahrungen auf beide Zeiträume. Bei den Verfassern handelt es sich um (ehemalige) Schüler, um Waldorflehrer und Eltern jüdischen Glaubens bzw. jüdischer Abstammung. Einige Briefautoren beschreiben als nichtjüdische Zeugen den Umgang mit ihren jüdischen Mitschülern. Ihre Erfahrungen beziehen sich größtenteils auf Deutschland, teilweise auf die Schweiz und auf die USA. Alle Briefverfasser, die das Dritte Reich als Schüler erlebt haben, beschreiben ihre Waldorfschule (bis zu deren Schließung) als einen Schutzraum gegen den Antisemitismus und die Repressalien, denen sie und ihre Eltern ausgesetzt waren. Sie können es aufgrund ihrer eigenen, positiven Erfahrung nicht nachvollziehen, dass der Antisemitismusvorwurf gegen Waldorfschulen irgend einen Bestand haben soll.

»Im Jahre 1939, als ich zur Schule kommen sollte, entschieden sich meine Eltern für mich und auch für meinen Bruder für den Besuch der Waldorfschule ausdrücklich deswegen, weil wir dort nicht diskriminiert und ausgegrenzt wurden ... Wir waren nicht die einzigen ›Judenkinder‹ an der Waldorfschule in Hamburg-Wandsbek und ich weiß von allen diesen Schulkameraden, dass sie sich an unserer Schule wohl und geborgen gefühlt haben ...«

»Weder meinem Bruder (Waldorfschule Berlin) noch mir (Waldorfschule Dresden) ist jemals eine rassistische oder antisemitische Haltung begegnet. Der Unterricht und das Zusammenleben der Klasse war von großartiger Toleranz geprägt, erst der Wechsel nach dem Verbot auf staatliche Schulen hat überhaupt die Kategorie ›Rasse‹ ins Blick-

feld gebracht ... «

»... einer unserer Klassenkameraden war Halbjude, einer unserer Lehrer ebenfalls. Nie wurde das in irgendeiner Weise negativ bemerkt. In dieser geistig geknebelten Zeit war für uns die Schule (Waldorfschule Dresden) eine Enklave der Freiheit ... «

»Eidesstattliche Erklärung ... Während dieser Zeit (bis Verbot der Neu-Aufnahme von Schülern 1936) war es das Prinzip der Schule (Stuttgart), Kinder aus politischen, rassistisch oder religiös verfolgten Familien aufzunehmen. Der allergrößte Teil dieser Familien, wenn nicht alle, waren weder Anthroposophen noch imstande, Schulgeld zu bezahlen ... «

»Ich bin Schülerin der ersten Waldorfschule in Stuttgart und habe erlebt, wie sie von den Nazis erst abgedrosselt und dann verboten wurde ... Seit 1953 bin ich eng mit der New Yorker Rudolf Steiner Schule verbunden ... Die Schule wurde und wird von sehr vielen jüdischen Kindern besucht und die Eltern schätzen die Schule sehr ...«

Was die Gegenwart betrifft, so berichtet eine Waldorflehrerin jüdischen Glaubens, dass ihr »die weitere Mitarbeit« an einer Schulgründung »verwehrt« wurde, »weil, so einer der führenden Köpfe, ein Jude keine christliche Schule gründen dürfte. Darum unterrichte ich heute nicht an dieser Schule ... Unser Sohn allerdings besucht diese Schule, und er besucht sie gerne. Er hat bisher nicht die geringste Spur von Diffamierungen oder rassistischen Äußerungen mit nach Hause gebracht ...«

Dass die Behauptung, eine Waldorfschule könne nicht von Menschen jüdischen Glaubens gegründet werden, im Widerspruch zur Waldorfpädagogik selbst steht, zeigt sich u.a. an den drei Waldorfschulen in Israel und an der Tatsache, dass selbstverständlich der jüdische Glaube kein Hindernisgrund ist, Waldorflehrer zu werden. Dieser Vorfall ist Ausdruck einer Fehlentscheidung, die sich nicht mit Waldorfpädagogik oder Anthroposophie legitimieren lässt.

Von den gegenwärtigen Waldorfschülerinnen und Waldorfschülern jüdischen Glaubens sind in den Zuschriften ausschließlich positive Rückmeldungen gekommen:

»Wir haben die Frankfurter Waldorfschule als in jeder Hinsicht weltoffene und tolerante Institution kennen gelernt ... Die Bat-Mitzvah unserer großen Tochter vor zwei Jahren in Israel wurde übrigens durch die Anwesenheit der Klassenlehrerin gekrönt ...«

»... im Jahre 1979 wurde ich an dieser Schule (Tübingen) angestellt ... Meine Kinder ... betrachten ihre Schulzeit als eine sehr glückliche Zeit ... zu keiner Zeit wurden die Kinder missioniert. Im Gegenteil, in der Unterstufe durften sie in der Weihnachtszeit statt Weihnachtsbäumen und desgleichen den Chanukkah-Leuchter in ihr Heft malen und vor den Mitschülern darüber erzählen, worauf sie immer sehr stolz waren ... Von Rassismus oder Antisemitismus ist niemals auch nur die kleinste Spur vorhanden gewesen ... Jedes Jahr werde ich gefragt, die Schöpfungsgeschichte der Bibel den Drittklässlern auf Hebräisch beizubringen, die dann zur Freude aller Anwesenden in den Monatsfeiern zu hören ist ...«

»Unsere Tochter ... hat die freie Waldorfschule in Heilbronn von der ersten Klasse an besucht und im letzten Jahr mit dem Abitur abgeschlossen. Aus diesen 13 Jahren ist mir kein antisemitischer Vorfall bekannt, sondern ich kann im Gegenteil sagen, dass die Schule unsere Bemühungen, unserer Tochter eine jüdische Erziehung zu geben, immer voll unterstützt hat ...«

»Ich bin Jüdin und seit 10 Jahren an einer Waldorfschule (Erlangen). Wegen meiner Religion habe ich mich nie vernachlässigt oder ungerecht behandelt gefühlt. In der achten Klasse, in der das Judentum behandelt wird, hielt ich ein Referat über die jüdischen Feste und alle waren sehr interessiert...«

Albrecht Hüttig